Martin Düspohl

Die ersten Kreuzberger

Seit Jahrhunderten kennzeichnete eine ausgeprägte Mischung die Bevölkerung Kreuzbergs.

Hugenotten

Die ersten Siedler im heutigen Stadtgebiet von Kreuzberg, dass im 17. Jahrhundert noch Weideland vor den Stadtmauern des alten Berlin war, ja die erste signifikante Bewohnergruppe überhaupt, waren um das Jahr 1700 Religionsflüchtlinge aus Frankreich. Die Hugenotten, evangelischen Christen aus Frankreich, suchten Schutz vor den erbarmungslosen Verfolgungen durch den katholischen Monarchen Ludwig XIV. Das abgelegene und wirtschaftlich zurückgebliebene Brandenburg war nicht gerade ihr Wunschziel, aber es war evangelisch, und sie konnten dort ungehindert ihren Glauben praktizieren.
Der brandenburgische Kurfürst Friedrich III. war - wie schon sein Vater der „Große“ Kurfürst Friedrich-Wilhelm I- an der Ansiedlung gut ausgebildeter Einwanderer interessiert, denn in Brandenburg fehlten versierte Handwerker und Bauern. Er lockte sie mit Starthilfen für die Gründung selbständiger Existenzen und mit Privilegien wie Steuer- und Zunftfreiheit. Diese Privilegien erzeugten Neid und Missgunst unter den Einheimischen. Sie beschimpfen die Franzosen als "Störer", "Pfuscher" und "Paddenschlucker" (Froschfresser). Die Zahl der Hugenotten in der kleinen Residenzstadt Berlin wuchs dennoch bald auf über 7000 Menschen an. "Die Adoptivkinder Preußens" - wie sie sich selbst bezeichneten - stellten um 1700 ein Fünftel der Berliner Einwohnerschaft. Französisch wurde nicht mehr nur am Hofe gesprochen, sondern auch auf den Berliner Straßen und Plätzen. Und das Berlinische wurde durch zahlreiche französische Ausdrücke bereichert: z.B. mutterseelenallein von moi tout seul - ratzekahl von radical - Querelen von querelles, Muckefuck von mocca faux, etepetete von être peutêtre und todschick von tout chic.
Am 13. März 1699 erließ Kurfürst Friedrich III. ein "Patent wegen der Freyheiten derer aus der Schweiz kommenden Französischen Refugiers". Damit fanden etwa dreitausend Hugenotten, die vorübergehend in der Schweiz Unterschlupf gefunden

hatten, einen dauerhaften Aufenthalt in Brandenburg, rund 1 600 von ihnen in Berlin. Besonders traten diese Hugenotten in der Köpenicker Vorstadt, der späteren Luisenstadt, mit ihren prächtigen Gärten hervor. Gärten bestimmten seit etwa 1700 das Bild der unmittelbaren Umgebung Berlins. Sie wurden nicht nur von zugewanderten Franzosen angelegt, sondern auch von den einheimischen Berlinern: Der größte war der Zeidlersche Garten in der Lindenstraße. Die französischen Gärtner führten als neue Techniken Gewächshäuser und Mistbeete ein und brachten zahlreiche Obst- und Gemüsesorten nach Berlin, die für die Einheimischen damals noch exotisch waren: grüne Erbsen und Bohnen ("Bohnenfresser" wurden die französischen Glaubensflüchtlinge auch genannt), aber auch Spargel, Blumenkohl, Artischocken, Salate, Maulbeerbäume, Tabak, Wein, Zitronen und Orangen. Die Gärtnerfamilie Matthieu zum Beispiel betrieb über mehrere Generationen hinweg bis 1853 verschiedene Gärten, hauptsächlich im heutigen Ortsteil Kreuzberg. Der größte lag in der Neuen Grünstraße (im heutigen Grenzbereich zwischen Mitte und Kreuzberg). Dort kaufte Jean Matthieu 1738 ein 5 Morgen großes Stück Gartenland und pflanzte dort "die schönsten und seltensten Obst- und anderen Bäume." Er war Sohn des Kunstgärtners Raphael, der 1685 aus dem französischen Metz geflohen war und sich in Berlin niedergelassen hatte. Parallel zur Ritterstraße erinnerte bis nach dem Zweiten Weltkrieg eine Matthieustraße an die Gärtnerdynastie.
Jean-Louis, der älteste Sohn des Gartengründers, wurde als "Birnenkönig" berühmt, außerdem züchtete er Spargel, verschiedene Äpfelsorten, Quitten, Feigen, Maulbeeren und Mispeln. Er eröffnete auch das erste Samengeschäft in Deutschland, mit dem er die meisten Erträge erzielte. Neben dem Wohnhaus der Familie, das mitten im Garten lag, errichtete Jean-Louis ein Glashaus, das im Winter die Orangerie beherbergte, auch Oleander-, Lorbeer- und drei große Myrthenbäume. Er und seine Frau Anna Madeleine hatten acht Kinder, von denen zwei früh starben. Der älteste Sohn Louis wurde 1809, als die Städteordnung eingeführt wurde, Berliner Stadtverordneter, und in der französisch-reformierten Gemeinde übernahm er verschiedene ehrenamtliche Funktionen. Zu dieser Zeit ließ sich die Familie neben dem Gewächshaus ein neues Haus bauen. Der Sohn von Louis, ebenfalls ein Louis, war der erste Sprössling der Familie, der mit Elisabeth "Jettchen" Fiedler keine Hugenottin heiratete. Die meisten Matthieus verbanden sich auch weiterhin mit Gärtnerstöchtern. Louis erweiterte den Garten um 14 Morgen und wurde Mitbegründer und erster Schatzmeister des "Vereins zur Beförderung des

Gartenbaues in den königlich preußischen Staaten". Mitte des 19. Jahrhunderts schwärmt eine Matthieu-Nachfahrin über den Garten, der inzwischen gar nicht mehr außerhalb der Stadt lag:
"Wie eine Oase in der Wüste, wie ein Teil aus einer anderen Welt, lag er inmitten des Häusermeers. Das freundliche Haus mit der breiten Steintreppe und den beiden Nußbäumen, die wie schützend und segnend ihre Zweige darüber breiteten; der Brunnen davor, dem das Mädchen im rosa Gewande das köstliche Wasser entströmen ließ, um es in dem weiß gescheuerten Eimer aufzufangen; das Rondell mit den vielen Aloé-, Dracaenen-, und Palmengewächsen; die reiche Abwechslung von Bäumen und Sträuchern; das Gartenhaus mit dem säulengetragenen Vorbau: dies alles bot einen überraschenden Anblick dar, inmitten dieses Chaos von Häusern und Straßen."
Die Oranienstraße hieß in ihrem westlichen Abschnitt bereits um 1709 "Orangenstraße" und wurde 1849 anlässlich der Erweiterung der Straße bis zum Heinrichplatz offiziell “Oranienstraße” getauft. Dass sie ihren Namen von dem Herkunftsort vieler hugenottischen Flüchtlingen, dem südfranzösischen Fürstentum Orange, erhielt, die sich dort niedergelassen hätten, kann nicht belegt werden. Denn die Orangeois wohnten überwiegend in der Dorotheenstadt, wo auch ihre Armenstiftung *Maison d'Orange* eingerichtet wurde. Ob die Straße so hieß, weil französische Gärtner hier Orangen in Gewächshäusern zogen, wird wohl ebenso ungeklärt bleiben.
Mitten in dem Gartenreich im Süden Berlins, in der Kreuzberger Kommandantenstraße 5 (auf dem Gelände der heutigen Bundesdruckerei) stand seit 1700 Berlins älteste französische Kirche von den Berlinern "Melonenkirche" genannt, vielleicht weil sie die Franzosen in diesem Teil der Stadt überwiegend als Obst- und Gemüsegärtner erlebten. Nach einer anderen Auffassung soll dieser Begriff eine Verballhornung der Bezeichnung „Wallonenkirche“ gewesen sein. Als "französische Kapelle in der Köpenicker Vorstadt" wurde sie am 11. Juli 1700 eingeweiht, zehn Tage, nachdem der Grundstein für die Französische Friedrichstadtkirche am Gendarmenmarkt gelegt worden war. 1728 wurde sie durch einen repräsentativeren, dauerhaften Kirchbau ersetzt, der später „französische Luisenstadtkirche“ hieß. Das ganze 18. Jahrhundert über wurde dort nur französisch gepredigt, danach auch in deutsch. Ihr Pfarrer Ernst Mengin beschrieb sie 1928 sehr eindringlich: "Es ist kaum ein größerer Gegensatz denkbar als unsere altersgraue Louisenstadtkirche in der

Kommandantenstraße und die sie rings umschließenden hoch aufragenden Industriepaläste. Atmen diese in ihrer nüchternen Wucht und Sachlichkeit ganz den modernen Geist der Weltstadt, der Zeit Geld ist, so spiegelt jene in ihrer Einfachheit und ruhigen Vornehmheit in wundervoller Weise die souveräne Geisteshaltung des Calvinismus, die dem hastenden Treiben dieser Zeit in innerer Freiheit mit weltüberlegener Gelassenheit zuzusehen vermag." (Festschrift zum 200jährigen Bestehen).
1943 erlitt die Kirche einen schweren Bombentreffer, die Ruine wurde abgerissen.
Die Besetzung Berlins durch Napoleon ab 1806 war für die Berliner Hugenotten ein letzter Anlass, ihre französische Identität abzustreifen und sich endgültig als Preußen zu definieren. Jetzt nannte sich Henri Lejeune plötzlich Heinrich Junge, Francois Chanalle Franz Schnalle und Charles Leclerc Karl Klericke. Auch die Familie von Theodor Fontane sprach von jetzt an nur noch deutsch.

Böhmen

Unabhängige Christengemeinschaften wurden auch im katholischen Habsburger Reich unterdrückt. Im abgelegenen Adlergebirge im Nordosten Böhmens, dem heutigen Tschechien, hatte die Brüderkirche, die sich auf den 1415 hingerichteten Reformator Jan Hus berief, viele Anhänger - besonders in den größten Orten Cermna und Hermanice. Trotz Androhung schwerer Strafen flüchteten zwischen 1710 und 1760 tausende Böhmen in die sächsische Oberlausitz, nach Groß-Hennersdorf und Herrnhut, sowie nach Gerlachsheim in Schlesien. Das Städtchen Herrnhut hatte Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf und Pottendorf eigens für die "Exulanten", wie sich die böhmischen Glaubensflüchtlinge selbst nannten, gegründet. Die Gegend war aber zu arm, um ihnen dauerhaft Asyl zu gewähren. So machen sich Anfang Oktober 1732 500 Böhmen unter der Führung ihres Predigers Jan Liberda zu Fuß auf den Weg nach Berlin. Ihre Ankunft am Halleschen Tor wurde jedoch vom König, von den Behörden und den Berlinern vollkommen ignoriert. Die Böhmen nagten am Hungertuch, hatten weder Bleibe noch Dolmetscher und kampierten unter freiem Himmel. Er brauche nur nützliche Menschen und keine Bettler, ließ Friedrich-Wilhelm verkünden - dabei waren unter den Böhmen durchaus Fachkräfte vor allem aus der Textilverarbeitung. Etwa 1735 - also zweieinhalb Jahre

nach ihrer Ankunft änderte sich die Haltung Friedrich-Wilhelms - wohl wegen deren besonderer Frömmigkeit und Arbeitsamkeit.
Sie erhielten ein Grundstück in der Wilhelmstraße 29 und 3000 Taler für den Bau eines Schul- und Predigerhauses und im gleichen Jahr einen Begräbnisplatz auf dem Friedhof vor dem Halleschen Tor. Ihre Gräber schmückten sie statt mit Kreuzen mit flachen, efeubewachsenen Steinen. Vom "Böhmischen Gottesacker" ist heute nur noch ein kleiner Teil erhalten, weil in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts die Blücherstraße über ihn hinweg gebaut wurde. Schließlich, 1737, bekamen sie Grundstücke und Baumaterialien für 39 einfache, zweigeschossige Häuser im Kreuzberger Abschnitt der Wilhelmstraße: Hier, in der Nähe des Halleschen Tores entstand jetzt die "böhmische Wallachei". Als nun unerwartet noch 700 weitere böhmische Glaubensflüchtlinge eintrafen, wies man ihnen karge Böden außerhalb der Stadt in Rixdorf, dem heutigen Neukölln, zu. Dort entstand das legendäre "böhmische Dorf".
Die Berliner brachten den "hundsföttischen Kolonisten" - so eine Bezeichnung – Ablehnung entgegen. Gerade erst hatte man sich mit den Hugenotten einigermaßen arrangiert, jetzt herrschte wieder Angst vor Konkurrenz und Bevorzugung – die Böhmen wurden mit Rücksicht auf ihren strengen Glauben zum Beispiel nicht zum Kriegsdienst eingezogen. Und sie konnten sich mit ihren Angelegenheiten direkt an den König wenden, im Gegensatz zu den Deutschen, die dem Berliner Magistrat unterstanden. Die besonders Frommen unter ihnen blieben derweil lieber unter sich, weil sie die in Berlin übliche legerere Handhabung religiöser Vorschriften nicht mitmachen wollten. Trinkgelage bei Hochzeiten und Tauffesten entsprachen nicht ihrer protestantischen Lebensführung.
Mitte des 18. Jahrhunderts lebten etwa 1100 Böhmen in Berlin. Ihre Kirche errichteten sie 1737 an der Mauer/Ecke Krausenstraße in der Friedrichstadt, die Bethlehemskirche. Deren Grundriss ist im Stadtbild heute wieder erkennbar. Über die richtige Form des Gottesdienstes in dieser Kirche entzündete sich nach einigen Jahren ein Streit: Ein Teil der böhmischen Gemeinde meinte, es sei Zeit, sich dem Ritus der lutherischen Kirche (zu der sich die Berliner bekannten) anzupassen, ein anderer Teil verlangte ein Bekenntnis zur Gottesdienstform der reformierten Kirche (zu der sich wiederum die Königsfamilie bekannte, unter deren Schutz sie standen), wieder andere hangen an den althergebrachten strengen böhmischen Riten, wegen derer sie ja geflohen waren. Weil sich keine Einigung erzielen ließ, entschied 1747

eine von Friedrich II. einberufene Kommission, dass die lutherisch bzw. reformiert orientierten Böhmen künftig abwechselnd die Bethlehemskirche nutzen, die „frommen“, in den Traditionen der Brüdergemeine verhafteten, weihten 1751 in der Wilhelmstraße 136 ihren eigenen Kirchsaal, ein Barockgebäude, ein. 1857 entstand im Garten dieses Gebäudes südlich des Anhalter Bahnhofes ein neuer großer Betsaal, dessen Ruine bis 1957 noch für (Freiluft-)gottesdienste benutzt wurde. Am 26. September 1857 wurde er in Anwesenheit von Friedrich Wilhelm IV. und seiner Gattin Elisabeth eingeweiht. Die Gemeine betrieb bis in das 20. Jahrhundert eine eigenen Schule in der Wilhelmstraße, in der auch viele Kinder aus nicht-brüderischen Familien unterrichtet und "zu ihrem Heiland und Erlöser“ geführt wurden.
Unter den in der südlichen Friedrichstadt angesiedelten Böhmen waren zahlreiche Leineweber. Viele fanden Arbeit in "Kirchners Linnen-Manufaktur", andere gründeten eigene Kleinbetriebe. Innerhalb der ersten zehn Jahre nach der Einwanderung verlegten sie sich fast alle auf das Spinnen und Weben von Baumwolle, da sie der Konkurrenz der großen Leinenhersteller aus Holland, Sachsen und Westfalen nicht gewachsen waren. Die größte böhmische Baumwoll-Manufaktur in Berlin gründete 1750 Georg Ostry in der Wilhelmstraße Nr. 7 (dort wohnte die Familie auch) mit zunächst zwanzig Webstühlen. Später erweiterte Ostry den Betrieb, der dann "Kubassek & Co." hieß, um eine Kattun- [also feine Baumwoll] Druckerei. Ostry war 1737 aus Gerlachsheim nach Berlin gekommen. Für seine Textilmanufaktur gründete er mit anderen Böhmen ein Konsortium. Dafür schenkte ihm Friedrich II. ein Grundstück vor dem Potsdamer Tor zur Anlegung einer Bleiche. Georg Ostry wurde 1760 in Prag bei der Anwerbung und Einschleusung von Auswanderern verhaftet und starb noch im selben Jahr in der Haft. Seine Witwe überließ 1761 den Betrieb inklusive des Wohn- und Geschäftshauses den Brüdergemeinen in Berlin und Rixdorf "zur besseren Erziehung der bedürftigen Jugend." 1837 verkaufte die Gemeine das Bleichgelände an die Berlin-Potsdamer Eisenbahngesellschaft, die darauf den Potsdamer Bahnhof errichtete. Die seit 1752 bestehende Knabenschule der Brüdergemeine zog jetzt in das Ostry'sche Haus um, wo sie bis 1909 (seit den 1890er Jahren in einem Neubau) bestand. Bis 1894 betrieb die Gemeine in dem Haus auch eine "Kleinkinder-Schule". Nach dem Zweiten Weltkrieg richtete die Brüdergemeine in der Wilhelmstr. 7 einen provisorischen Betsaal ein.
Die frommen böhmischen Brüdergemeinen lebten mehr als 100 Jahre ihr eigenes - paralleles - Leben neben den restlichen Berlinern, heirateten untereinander und

verwendeten ausschließlich die tschechische Sprache. Einen Anpassungsdruck von Seiten des Staates habe es nicht gegeben, berichtete ein Chronist. Erst um 1870 verschwanden die "böhmischen" Besonderheiten aus dem Alltagsleben - in einer Zeit, als neue Einwanderergruppen in die inzwischen Reichshauptstadt und führende Industriemetropole Deutschlands gewordene Stadt Berlin zogen.

Die Familien Itzig und Mendelssohn-Bartholdy

In den Jahren 1771 und 1773 erwarb Daniel Itzig mehrere Grundstücke in der Cöllnischen und Köpenicker Vorstadt. Er war neben Veitel Ephraim einer der wichtigsten Silberlieferanten für die staatliche Münze und Münzpächter unter Friedrich II. Als Kaufmann, Fabrikant und Münzunternehmer erwies er sich zudem als großzügiger Förderer der Berliner Jüdischen Gemeinde. Das erste Grundstück, das auch als Bartholdysche Meierei bezeichnet wurde, lag an der Schlesischen Straße, etwa in Höhe Cuvrystraße. Die Geschichte dieses Anwesens begann schon 1579, als der Magistrat von Cölln dort eine Schäferei und Meierei anlegte. Diese erwarb 1648 der Cöllnische Bürgermeister Bartholdy und ergänzte sie um einen weitläufigen Garten und mehrere Wirtschaftsgebäude. Sein Sohn, Staatsminister Christian Friedrich Bartholdy, erweiterte die Anlagen und baute eine Windmühle. Seine Erben verkauften die Meierei nebst Brauhaus, Branntweinbrennerei, Gebäuden zur Viehzucht sowie Baum- und Küchengarten dem Magistrat, der sie 1771 an Daniel Itzig weiterveräußerte.
Im Jahre 1773 erwarb Itzig zusätzlich den “Luisenhof” nordwestlich des Schlesischen Tores, heute Standort einer Motorradhandlung an der Köpenicker Straße 185/186. Itzig baute das dort befindliche Haus zu einer Sommerresidenz um und ließ mit Hilfe des Potsdamer Hofgärtners Heydert einen Park im holländischen Stil angelegen, mit Blumenparterres, Bogengängen, ein Gartentheater, eine große Orangerie und Schmuckstatuen des Dresdner Hofbildhauers Knöfler. Dieser Park, hieß es, habe in seiner Anlage und ornamentalen Ausschmückung mit dem Schlosspark von Sanssouci konkurrieren können. Er war im Sommer eine Stätte der Erholung und Repräsentation, ein Ort, an dem sich die jüdische Oberschicht Berlins mit dem Adel und christlichen Bürgern jenseits von Standes- und Bekenntnisgrenzen traf. Daniel Itzig starb 1799. Danach wechselten Nutzer und Besitzer des Grundstücks Köpenicker Straße häufig. 1864 wurde der Komplex schließlich aufgeteilt. Vergeblich

beklagte die “Vossische Zeitung” den unersetzlichen Verlust der Gartenanlagen. Die den Park durchschneidende Wrangelstraße wurde angelegt, das Itzigsche Schlößchen verkam zum Offizierskasino des 3. Garderegiments. Im Zweiten Weltkrieg zerstörten Bomben Dach und Obergeschoß. Abgerissen wurde es jedoch erst um 1950. Das Gelände der Meierei außerhalb der Stadtmauer blieb länger in Familienbesitz. Daniel Itzigs Enkelin Lea Salomon, die 1804 den Bankier Mendelssohn heiratete, verbrachte mit ihren später als Komponisten zu Berühmtheit gelangten Kindern Felix und Fanny ab 1811 viele Sommer in der Meierei vor dem Schlesischen Tor. Der Namenszusatz „Bartholdy“ dieses Familienzweiges hat seinen Ursprung in der Geschichte der Sommerresidenz als Bartholdysche Meierei und sollte wohl auch den Übertritt zum Christentum dokumentieren. Fanny und Felix Mendelssohn-Bartholdy, die beide schon 1847 starben, wurden auf dem Dreifaltigkeitsfriedhof am Mehringdamm beerdigt.

Geheimräte

1734 wurden in Berlin im Zuge der barocken Stadterweiterung drei neue Plätze angelegt: das Achteck (Leipziger Platz), das Quarrée (Pariser Platz) und das Rondell (der Mehringplatz in Kreuzberg / südliche Friedrichstadt) – damals auch „Rondeel“ oder „Rundteil“ genannt. Sein Vorbild war die Piazza del Popolo in Rom. Während sich die Piazza del Popolo jedoch im Zentrum gewachsener Straßen befand, lagen die Berliner Plätze am äußersten Stadtrand. König Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig, ließ drei Straßen nach Süden bauen, die in das Rondell mündeten und es an das innerstädtische Straßennetz anschlossen: Die Wilhelm-, die Friedrich- und die Lindenstraße. Das großenteils noch unbebaute neue Stadtgebiet ließ er mit einer Stadtmauer umgeben. Doch es fanden sich nur wenige bauwillige und baufähige Bürger, denn es bestand kein Bedarf an neuem Wohnraum. Schließlich errichteten preußische Geheimräte - königliche Beamte aus Justiz und Verwaltung - in der südlichen Friedrichstadt ihre Häuser. Das geschah allerdings nicht ganz freiwillig. Denn als Geheimrat dem König zu dienen, war eine zweifelhafte Ehre: Friedrich-Wilhelm ließ ihren Arbeitsplatz, das erste Verwaltungsgebäude Berlins, das Collegienhaus (später Kammergericht und heute Jüdisches Museum) in dieser abgelegenen Gegend an der Lindenstraße errichten und zwang die Beamten, sich in der Nähe anzusiedeln. Dabei kamen höchst merkwürdige Zustände zutage: So

machte der Geheimrat Nüssler geltend, dass er nicht bauen könne, da er seinem König schon seit Jahren ohne Gehalt diene und dabei fast sein ganzes Vermögen zugesetzt habe. Doch es half ihm wenig, mit einem Hinweis auf seinen reichen, aber auch als geizig verschrieenen Schwiegervater wurde ihm Baugelände zugewiesen. Dies war zudem noch sumpfig, so dass den Baukosten von 12 000 Talern im Endeffekt ein Verkaufswert von nur 2 000 Talern gegenüberstand. Der Friedrich-Wilhelm zugeschriebene Satz „Der Kerl hat Geld, der Kerl muss bauen“, stammt aus dieser Zeit.

Auch in Ausübung des richterlichen Amtes im Kammergericht waren die Geheimräte vor Eingriffen des Königs nicht sicher: In dem Prozess des Müllers Arnold, der 1779 gegen einen Edelmann klagte und zunächst verlor, ging der König - jetzt Friedrich II. - soweit, den vorsitzenden Großkanzler sofort zu entlassen und ein Verfahren gegen die Kammergerichtsräte zu befehlen. Als das Gericht deren Spruch als rechtmäßig erklärte, sprach der König voller Zorn selber das Urteil über die Richter: einjährige Festungshaft, Dienstentlassung und Schadenersatz für den Müller. E.T.A. Hoffmann schrieb 1816 über seine Tätigkeit am Kammergericht:

„Bey dem Kammergericht fällt mir natürlich mein Geschäftsleben ein, das ich wie den Klotz des Baugefangenen hinter mir herschleppe und glaube, es sey nun einmahl die Strafe meiner vielen Sünden, dass ich in der freien Luft nicht ausdauern konnte und in den Kerker zurück musste, so wie der verwöhnte Stubenvogel, dem das Futter so lange zugereicht wurde, dass er im Freien seine Atzung selbst zu suchen nicht mehr vermag. Alles Unangenehme haben sie mir bisher aufgebürdet – Kassen Curatel – Deposital – Abnahme – Untersuchungen u.s.w. Dazu kam, dass der Criminal Senat von 8 Mitgliedern bis au drey herabgeschmolzen war durch Reisen, Krankheit pp, so dass ich meinte, wir wollten unsere Pforten schließen und mit 5 Fuß 6 Zoll hohen Buchstaben darauf schreiben: wir sind nach dem Bade verreiset, wonach sich jeder Rücksichts der Prozesse und der begangenen und noch zu begehenden Verbrechen zu achten!“

Aber zurück zur Entstehungszeit der Friedrichstadt. Fischer-Fabian erzählte dazu folgende Anekdote: „Wenn Friedrich Wilhelm I. die Schlosstreppe herunterkommt, den Stock aus Weißdorn in der Rechten, das eine Bein leicht nachziehend – die Gicht beginnt ihn zu plagen –, und den Weg zur Friedrichstraße einschlägt, wo er zu bauen befohlen hat, drücken sich die Leute in die Toreinfahrten, schließen die Fenster, hasten davon. Warum rennen sie vor ihm davon? Einmal will er es wissen,

eilt einem der Flüchtenden nach, packt ihn, herrscht ihn an: ‚Sag Er mir, weshalb Er davonrennt?' Er bekommt zur Antwort: ‚Weil ich mich vor Ihro Majestät fürchte'. Da packt er den Stock und schlägt und schlägt und schreit nach jedem Schlag: ‚Lieben! Lieben! Lieben sollt ihr mich!'" Die beim Bau der Friedrichstadt beschäftigten Maurer und Zimmergesellen traten 1735 wegen Lohnkürzungen bei gleichzeitiger Verlängerung der Arbeitszeit um eine Stunde in den Streik. Als sie vor dem Rathaus demonstrierten, wurde Militär gegen sie eingesetzt. Der König ließ als abschreckende Maßnahme zwei Streikende aufhängen, eine Reihe anderer ins Gefängnis sperren. Nicht viel besser erging es einer weiteren Bewohnergruppe der südlichen Friedrichstadt:

Soldaten

1725 war jeder sechste Einwohner Berlins Soldat. Von den sieben Millionen Talern Staatsetat wurden fünf bis sechs Millionen für das Heer – das viertgrößte Europas – ausgegeben. Zunächst quartierten die preußischen Könige ihre Soldaten in die Häuser der Bürger ein, die sich dagegen nicht wehren konnten. Davon entbunden waren nur die sogenannten Frei-Häuser, wie das Haus des Böhmen Vaclav Mikolecky in der Wilhelmstraße.
Die Unterbringung und Verpflegung der Soldaten muss für die Bürger eine arge Belastung gewesen sein, jedenfalls ließen die späteren Könige – auch zur besseren Überwachung – Kasernen bauen: Am Rondell zwischen Linden- und Friedrichstraße die Ulanenkaserne, zwei Häuser weiter das Lazarett der Gardehusaren und um die Ecke deren Kaserne in der Wilhelmstraße. In der Nähe gab es noch sechs weitere militärische Einrichtungen. Im offenen Rund des Rondells war genug Platz zum Exerzieren. Und im Preußen des Soldatenkönigs wurde viel exerziert. Die Friedrichstädter Jungen bevorzugten es, den gelben und blauen Ulanen zuzusehen, die auf dem Belle-Alliance-Platz noch Anfang des 19. Jahrhunderts die Anfangsgründe der Kriegskunst mit Säbel und Lanze beigebracht bekamen.
Etwa die Hälfte der preußischen Soldaten war mit Geld, Alkohol oder noch brutaleren Methoden aus oft weit entfernten Ländern für den Militärdienst in Berlin verpflichtet worden. Jedem Regiment war ein bestimmter Kanton zugeteilt, aus dem es sich seine Rekruten holen durfte. Weil die Soldaten misshandelt wurden und schlecht untergebracht waren, setzten sie alles daran, Berlin so schnell wie möglich zu

verlassen. So verging kein Jahr, in dem nicht mindestens einige hundert Soldaten desertierten. Das zu verhindern, war einer der Gründe für die Errichtung der Stadtmauer in den Jahren 1734 bis 1736. Außerdem war sie Zollmauer: Gelbe Postkutschen aus Halle oder Leipzig, schwer beladene Fuhrwerke, einzelne Reiter, Wanderer, viel fahrendes Volk – es war ein ständiges Kommen und Gehen. Ohne Pass durfte kein Fremder die Stadt betreten. Die an den Stadttoren, z.B. am Halleschen und am Schlesischen Tor, zu entrichtende Steuer („Akzise“) war in jenen Tagen die bedeutendste Einnahmequelle des Staates. Bestimmte Erzeugnisse wurden besonders hoch besteuert, um die Einfuhr einzuschränken. Für Kaffee musste man mehr als 100% des Einkaufspreises Einfuhrsteuer bezahlen. Das zog einen florierenden Kaffeeschmuggel nach sich. Aber auch andersherum funktionierte die Akzise: war einmal die Ernte schlecht, wurden die Akzisesätze für Getreide und Brot gesenkt und die Torschreiber angewiesen, „zu den Bauern sehr höflich zu sprechen und ihnen viel weniger Aufenthalt zu machen“. Die Juden - bloß zeitweise und in beschränkter Zahl geduldet - durften nur zu Fuß durch das Hallesche, Prenzlauer und Rosentaler Tor, niemals aber mit Wagen oder zu Pferde einreisen. War es nun einem Deserteur trotz Bewachung der Stadtgrenze gelungen, die Mauer zu überwinden und das Weite zu suchen, konnte es ihm passieren, dass ein Bauer in der Umgebung ihn aufgriff und zurückbrachte. Denn für die Rückführung entlaufener Soldaten gab es hohe Kopfprämien, und auf die Deserteure warteten harte Strafen, wie das Gassenlaufen, wenn nicht der Tod durch Rädern und Erhängen.

Handwerker

Auch den Gewerken - so hießen die Zünfte der Handwerker - wurden in der Südlichen Friedrichstadt, vor allem in der Friedrichstraße, Bauplätze zugewiesen, wo sie Zunfthäuser zu errichten hatten. In der Nähe des Rondells entstanden u. a. die Zunfthäuser der Schuhmacher, Schlosser, Bäcker, Maurer, Schneider, Pantoffelmacher, Goldschmiede, Zimmerleute, Seidenwirker, Pfefferkuchler, Hutmacher, Nadler, Hufschmiede, Goldsticker und Schönfärber. Am Rondell selbst bauten die Schlächter. Ihr Haus gelangte zu einer eigentümlichen Berühmtheit: da es ein Stierhaupt als Zier- und Wahrzeichen erhielt, bald nach seiner Entstehung aber zum Zucht- und Arbeitshause umfunktioniert wurde, erhielt es vom Volk den

Namen „Der Ochsenkopf“. Um 1800 gab es nur noch zwei Gewerkshäuser in der Friedrichstraße: das der Butterhändler und das der Pantoffelmacher. Die anderen Gewerks-Grundstücke waren zumeist in den Besitz freier Handwerksmeister übergegangen - die Gewerke hatten ihre Macht verloren. Das Zunftmonopol, schon im 17. und 18. Jahrhundert häufig zugunsten der Hugenotten und Soldaten durchbrochen, wurde 1810 in Brandenburg/Preußen durch die Gewerbefreiheit außer Kraft gesetzt. Der Erfolg war, dass sich nun zwei Klassen von Handwerkern bildeten. Die weniger qualifizierten spezialisierten sich auf Handel und Reparatur, die anderen passten sich neuen Techniken an und gründeten Fabriken. Besonders die Luisenstadt entwickelte sich zum Berliner Gründerviertel.